

JAHRBUCH
FÜR
LANDESKUNDE
VON
NIEDERÖSTERREICH



NEUE FOLGE
SIEBZEHNTER UND ACHTZEHNTER JAHRGANG
1918 UND 1919

GELEITET
VON
DR. MAX VANCSA

MIT 3 TAFELN

WIEN 1919

VERLAG UND EIGENTUM DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN

INHALT.

	Seite
Rudolf von Habsburg in der volkstümlichen Überlieferung. Von Dr. Oswald Redlich	1
Der Innsbrucker Generallandtag vom Jahre 1518. Von Dr. Alfred Nagl. .	12
Die Erschließung des niederösterreichischen Landschaftsbildes. Vortrag, gehalten am 15. Dezember 1917. Von Dr. Rudolf Latzke	37
Über Fluß-, Flur- und Hausnamen im oberen Schwarzagebiet. Von Dr. phil. Anton Hrodegh, Pfarrer, Schwarza im Geb.	72
Geschichte des Chorfrauenstiftes zu Kirchberg am Wechsel. Von Dr. Leopold Krebs. (Schluß.) (Mit 3 Tafeln)	99
Die Entwicklung der Aprilverfassung von 1848. Von Dr. Karl Hugelmann	235
Zur Geschichte der Herrschaft Drosendorf an der Thaya in der neueren Zeit. Von Alois Plessner und Alfons Žák	279
Register. Bearbeitet von Dr. Karl Friedl	294

Die Erschließung des niederösterreichischen Landschaftsbildes.

Vortrag, gehalten am 15. Dezember 1917.

Von

Dr. Rudolf Latzke.

So wie die Frage nach der Entwicklung und dem Ausdrucke des Naturgefühls für die vergleichende Kultur- und insbesondere Literaturgeschichte von der größten Bedeutung ist — Alexander von Humboldt hat sie im II. Teile seines Kosmos zum erstenmal, wie ich glaube, angeschnitten und aus der ungeheuren Fülle seines Wissens zu beantworten gesucht —, so scheint mir auch die von jenem Hauptproblem abgeleitete Frage: Wie vollzog sich die wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Darbietung eines bestimmten Landschaftsbildes und einer bestimmten Volksphysiognomie? nicht müßig. Fruchtbar wird ihre Beantwortung mindestens für die Literaturgeschichte. Zu erfahren, ob Naturbilder und Charaktergestalten Phantasieerzeugnisse, ob sie konventionelle Typen, ob sie Kombination von Erinnerungsbildern oder Abschriften der umgebenden Natur sind, scheint mir für die Beurteilung und das Verständnis literarischer Werke nicht unwesentlich, und um so wichtiger, je mehr wir vom Gipfel ort- und zeitloser Allgemeingültigkeit des vollendeten Kunstwerkes zu den breiten Niederungen der örtlich und zeitlich bedingten Literatur niedersteigen. Nun sind gerade in Deutsch-Österreich die mittleren Hänge und talwärts gelegenen Partien seines Musenberges ungemein dicht bevölkert, unsere noch vielfach der Sichtung und Beurteilung harrende volkstümliche Literatur ist so reich, sie steht mit dem Volksleben und dieses wieder mit der umgebenden Natur in so enger Verbindung, nehmen wir diese Natur nun mythologisch-poetisch oder nationalökonomisch, nehmen wir sie

als Gestalterin innerer oder äußerer Lebensmächte, daß die Frage der Entdeckung des Landschaftsbildes der deutsch-österreichischen Gauen und der Eigenart seiner Bewohner für die Grundlegung einer Geschichte der volkstümlichen Literatur nicht abgewiesen werden kann. Es handelt sich denn auch im folgenden, dies sei ausdrücklich betont, um nichts anderes als um einen Beitrag zur Lösung einer literaturgeschichtlichen Vorfrage und nicht etwa um ein freventliches Dilettieren auf dem Felde der Geographie oder Geschichte.

Freilich, die Einschränkung der Fragestellung auf ein bestimmtes politisches Gebilde, hier also auf das Kronland Niederösterreich, ist unsachlich. Erschlossen wurden dem Wissen und dem Gemüte die alpine, subalpine, die Heide-, Fluß- und Tallandschaft, das Stadtbild, das Seelenleben und die Umwelt des Einödbauern, aber Landesgrenzen haben diese Entdeckungsfahrten, mochten auch individualisierte Landschaftsbilder die Folge sein, kaum jemals berücksichtigt. Wenn also hier der Versuch gemacht wird, aus der Entdeckungsgeschichte Deutsch-Österreichs das, was Niederösterreich angeht, herauszuschälen, so will die gebotene Rücksichtnahme auf die Zwecke des einladenden Vereines und auf die für einen Vortrag zur Verfügung stehende Zeit als Beweggrund angesehen werden. Auch sonst forderte diese Rücksichtnahme Beschränkung. Aus der ungeheuren Fülle des hier sich aufdrängenden Stoffes wurden nur einige wenige Werke, denen vielleicht repräsentative Bedeutung zukommt, befragt, etliche Landes- und Reisebeschreibungen nämlich von der Humanistenzeit bis in die Zeit der josefinischen Aufklärung und dann aus der Zeit der österreichischen Romantik. Doch dürften sich die allgemeinen Grundlinien der Entwicklung der Landes- und Volksanschauung und -beschreibung ungefähr erkennen lassen. Das Ergebnis ist mit ein paar Worten gesagt. Land und Volk von Niederösterreich als Individualität zu sehen, Einzelheiten der Erkenntnis, die ja immer vorhanden waren, zu einer Physiognomie mit ganz bestimmten Zügen zusammenzufassen, das ist das Werk der josefinischen Aufklärung und der österreichischen Romantik. Darum ergibt auch der Weg bis dorthin, also bis 1780, im wesentlichen nur negative Resultate.

Dem römischen und spätgriechischen Altertum ist unser Land zwar keine terra incognita, aber wenig genug war es, was Krieger und Handelsleute von ihm in Rom zu erzählen wußten, beziehungs-

weise was von diesen Berichten in die damaligen geographischen und ethnographischen Werke — ich meine etwa das des älteren Plinius (um 50 v. Chr.), das des Strabo (um Christi Geburt), des Tacitus (um 100 n. Chr.) und des Alexandriners Ptolemäus (250 n. Chr.) — überging: wenig mehr als die ungefähren Angaben der Grenzen der Provinzen Rhätien, Norikum, Pannonien, der ungefähre Lauf der Donau und ihrer wichtigsten Nebenflüsse, eine Menge von stets wechselnden Völkernamen, Namen ferner von Bergen und Städten (Standlagern) und eines großen Sees — des Peisso oder Neusiedlersees; vor allem aber die richtige Vorstellung, daß die Alpen gegen Osten, also gegen Pannonien zu, breiter, niederer, verzweigter werden und nicht mehr so sehr aus einer Kette, sondern aus einzelnen Gipfeln bestehen. — Strabo schildert wohl angeregt durch vorausgehende Darstellungen des Hannibalschen Alpenüberganges, die Schrecknisse unserer Alpen, erzählt von den ungeheuren Felsen und Abgründen, den Schwindelpfaden, den rollenden Eislagen (Lawinen) und der Grausamkeit der östlichen Bergvölker. Je höher die Berge, desto gefährlicher die Bewohner, die ärgsten Räuber wohnen um die höchsten Gipfel. — In des Tacitus Germania finden wir zwar keine Mitteilungen, die eigens auf Niederösterreich bezogen werden könnten; aber um so bedeutungsvoller wurde die allgemeine Charakteristik Germaniens im 5. Kapitel: Das Land biete zwar in seinen einzelnen Teilen merklich verschiedene Gestaltungen, sei aber im allgemeinen mit finsternen Urwäldern und wüsten Sümpfen bedeckt, gegen Gallien hin feucht, gegen Pannonien und Norikum hin besonders windig. Nicht uninteressant ist eine Stelle in den statistischen Tabellen des Ptolemäus. Gelegentlich der Abmessung des Donaulaufes von der Mündung eines Nebenflusses bis zu der des jeweilig nächsten spricht er von einem von Norden herkommenden Fluß, der am Mondwalde (Luna silva) vorüberfließe. Die Stelle wurde sehr verschieden gedeutet. Ich erwähne nur die Erläuterung des bayrischen Gelehrten Buchner in einer 1839 in München erschienenen Festschrift: Luna silva oder Mondwald sei nichts anderes als der Manhartsberg (mâne = luna, hart = silva), jener Fluß sei der Kamp und in der großen Ebene zwischen Manhartsberg und Donau wohnten Bayern (Βαῦροι). — Andere suchen den Mondwald in Mähren, erkennen in dem Flusse die March — die heutigen Topographen leiten bekanntlich den Namen Manhartsberg von einem Personennamen ab.

Das war im wesentlichen die unser Land anlangende Überlieferung des Altertums. Sie wird durch das wenige, was sich etwa bei Cäsar und Velleius Paterculus fände, d. h. auf Niederösterreich beziehen ließe, und durch das, was wir etwa dem *itinerario Antonini* entnehmen könnten, nicht in befriedigender Weise ergänzt ... *quidquid ex veteribus Romanorum rerum scriptoribus hauriri potest, legentium desiderium haudquaquam explet* — klagt Joannes Nicolai de Vogel, der Verfasser des 1779 zu Wien erschienenen *specimen bibliothecae Germaniae Austriacae*.

Dann aber legt sich über Land und Volk von Niederösterreich tausendjährige Nacht. Einzelne Lichtlein, die sie erhellen, wie Ammianus Marcellinus, die berühmte *vita S. Severini*, die des frommen Meisters Schüler Eugippius um 510 n. Chr. verfaßt haben soll, der Karl dem Großen zugeschriebene Brief an die Kaiserin Fastrada über den 791 erkämpften Awarensieg und andere von Andreas du Chesne veröffentlichte Quellen (*scriptores coetanei historiae Francorum*, Paris 1636—1649) können hier um so eher übergangen werden, als die Folgezeit niemals an sie, sondern immer nur an die Überlieferung des klassischen Altertums anknüpft. Von der Humanistenzeit bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts setzen sich die Topographen, Chronisten und Reisebeschreiber noch immer mit den römischen und griechischen Nachrichten, namentlich aber mit der Namengebung — die Deutung geographischer Eigennamen ist ein Hauptteil der Humanisten- und Barockgeographie — sehr ernsthaft auseinander und Zitate aus den Genannten schmücken noch immer die gelehrten scarteken, wie ein sächsischer Schulmeister um 1740 etwas pietätlos sich ausdrückte. — Namentlich mit Tacitus zu scharmützeln, das vergaß keiner. Der Satz von den Urwäldern und Sümpfen des südöstlichen Germaniens saß unseren Gelehrten aus der Früh- und Spätrenaissance wie ein Pfahl im Fleische. Bei dem kanonischen Ansehen, dessen sich der Römer Taten und Meinungen erfreuten, und bei dem Hochmut der Franzosen und Engländer, die ja auch ihren Tacitus lasen und bestätigend nach Osten nickten, empfand man diese Barbarenetikette als Schmach und von Aeneas Sylvius an bis tief in die Zeiten der Aufklärung herein finden wir immer wieder die selbstzufriedene Gegenüberstellung des heutigen und des taciteischen Germaniens. — Man verfällt nun ins Gegenteil und lobt; lobt alles einzelne und die Gesamtheit, lobt alles, was die Natur gegeben und die Menschen

geschaffen, lobt zum Preise der Nation (in der Humanistenzeit), zum Preise des Herrschers (in der Zeit des Absolutismus), zum Preise Gottes in der Zeit des Pietismus vor der Aufklärung. Daneben gibt es freilich auch recht scharfen Tadel gegen das, was nicht behagt. — Damit haben wir die Signatur der vielen unser Thema berührenden Werke aus der Humanisten- und Barockzeit: Verteidigung gegen Tacitus, Lob und Tadel, also Werturteile, die sich, einmal abgegeben, forterben wie eine ewige Krankheit. So prägt Aeneas Sylvius um 1450 mit seinem Lobe der Stadt Wien und dem über alle Maßen harten Tadel ihrer Bewohner Münzen, die immer wieder galten, mochte auch schon die uneingeschränkte Lobrede des Wolfgang Lazius auf Wien und die Wiener (1545) — von Schmelzls drei Jahre später erschienenen Lobspruch gar nicht zu reden — Einsprache gegen die Scheltrede des Aeneas Sylvius erhoben haben.

Was aber die Landschaft angeht, so kommt man über die Mitteilungen von Einzelheiten nicht hinaus. Die Quellen, die uns hierüber berichten, sind die damals üblichen kosmographischen Handbücher, beginnend etwa mit Sebastian Münsters Kosmographie (1544); von den altklassischen Vorbildern, vor allem von Plinius und Strabo auch hierin beeinflusst, daß sie wie diese Geographie und Geschichte, Natur- und Kulturgeschichte durcheinandermengen. Sie geben Abrisse aus den Chroniken der Länder und ihrer Herrscherhäuser, zählen Altertümer und Sehenswürdigkeiten auf, bei denen Raritäten und Kuriositäten eine große Rolle spielen. Histörchen und Wundergeschichten dienen zur besonderen Zierde. — Die Naturanschauung ist und bleibt bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die des Strabo: Was uns Heutigen Gegenstand erwartender Sehnsucht und sehnsuchtsvoller Erinnerung, Gegenstand nie auszuschöpfender Freude ist, das Hochgebirge, der Wald, die Einsamkeit, das ist unseren Vorfahren der Sitz des Grauens. Schön, oder wie es damals heißt, lustig ist das Land, wo es fruchtbar und ergiebig ist, lustig ist ferner die wohlgebaute und mit starken Bollwerken versehene Stadt — Berg und Wald und Einsamkeit sind unlustig, greulich, abscheulich. — Auf diesem Standpunkte steht, genau genommen, noch Haller, der berühmte Sänger der Alpen, und steht 70 Jahre später noch der erste große österreichische Geograph, Freiherr von Lichtenstern. — Was die Volkskunde betrifft, so geben besagte Handbücher in rohen Umrissen Sprach- und Bildungsverhältnisse, materielle und geistige Kultur, politische und

religiöse Verfassung, selten etwas von Sitten und Gebräuchen. Die Namenserklärung, der kein Unsinn groß genug ist, und daran sich anknüpfende Auseinandersetzungen mit vorangehenden Skribenten nehmen meist einen breiten Raum ein.

An Sebastian Münsters Kosmographie schlossen sich, wollten wir näher darauf eingehen, das 1580 erschienene *theatrum* oder Schaubuch des Erdkreises von Ortelius (der sich, beiher gesagt, vergeblich den Kopf zerbricht, woher der Name Markfeld kommt, er kann es auch im ganzen Lande nicht erfahren; auch erwähnt er die fisch- und krebsreiche Erla, die aus einem sehr lustigen See ihren Ursprung bekommt; und sagt rühmend von den schönen Wiener Bürgerhäusern: »Wenn ihre Fenster offenstehen, lassen sie den Wind durch und durch gehen; und weil ein jedes seinen besonderen Platz oder Hof hat, kann keine Luft lang darin stehen und ungesund werden, davon die Häuser möchten verunreint oder vergiftet werden«) und eines der ersten lateinischen Reisehandbücher für Deutschland, der *index deliciarum Germaniae* des C. Ens vom Jahre 1609. — Von Niederösterreich finden wir nirgends neue Kunde.

Ein Steiermärker war es, der zuerst eine über das Althergebrachte hinausreichende Kenntnis von dem Lande sich verschaffte und sie verbreitete. Der nachmals so berühmt gewordene Reiseschriftsteller und Topograph Martin Zeiller aus Ranten bei Murau machte seine erste Reise freilich unter betrüblichen Umständen: als Emigrantenkind in den harten Zeiten der innerösterreichischen Gegenreformation. Mannbar geworden, kehrte er in die österreichischen Lande zurück und unternahm dann mit den ihm zur Erziehung anvertrauten Kavalieren verschiedene Reisen. Die Aufzeichnungen hievon sind die Grundlage seines umfänglichen *Itinerarium Germanicum* (1632). Seine Hunderte von zum Teil recht ausführlich dargestellten Reiserouten spannen ein Netz über das ganze alte und neue Germanien, das heißt Deutschland und Österreich. Für unsere Zwecke kommen in Betracht drei Reisen in Niederösterreich: die eine von Zeillern bei Amstetten über Melk, Losdorf, Mautern, Krembs, Langenlois über den Manhartsberg und Eggenburg nach Znöym; eine zweite von Linz zu Wasser nach Wien und endlich eine dritte von Wien auß ins Land Steyer. Diese Reisen, später in ähnlicher oder veränderter Form wiederholt, fallen in die Kriegsjahre 1618—1622. — Die imponierende Lage des Melkerklosters, der wegen des dicken Holzes (= dichten Waldes) unsichere Weg über den Man-

hartsberg, überall die schrecklichen Spuren des Krieges im Norden von Niederösterreich, in dem bereits die Mansfelder gewirtschaftet hatten, die Schauergeschichten von Strudel und Wirbel: alles ohne besondere Kraft der Anschauung, aber in steifer Holzschnittmanier recht treuherzig dargestellt. In der von Persenbeug bis Krems reichenden Wachau nennt und kennt er alle Orte und gedenkt des sauren Weines. — Von Hollenburg fährt er neben Auen und anderen unlustigen Orten bis nach Tulln und endlich am Mons Cetius vorüber nach Wien, welche Stadt gar schön im Weinlande liegt.

Er besieht die Stadt und außerhalb die Gärten, die evangelischen Friedhöfe und den Ort Hernals, wo man noch freies Ausübungsrecht der Augsburgischen Konfession hat. — Ende April 1622 fährt er in einer Landkutschen in Kompagnie guter Leute von Wien über Gunderstorff (Guntramsdorf) — Solenau — Neustadt und Neukirchen nach dem festen Orte Scheidwein (Schottwien) mit gewaltigem Paß und Klause und anderen Tags über ein hohes Gebirge, so ein Teil vom monte Cetio oder Kahlenberg ist, allda aber die Ochsen das Beste tun mußten, mit welchen man die Wagen überführet.

Zeiller hat sein Itinerarium mehrfach fortgesetzt und durch immer neue Anschauungen bereichert und zuletzt (1658) in seinem fidus Achates nicht nur den vollständigsten Baedeker des XVII. Jahrhunderts, sondern auch in der sehr umfänglichen Einleitung über den Wert des Reisens, über die Vorbereitung und Durchführung von Reisen eine der interessantesten Kulturgeschichten und einen vortrefflichen Sittenspiegel der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gegeben. — Mittlerweile hatte er seine Reisebeschreibungen — es sind natürlich nicht Reisebeschreibungen im heutigen Sinne, Naturschilderungen fehlen ihnen noch ganz — zur Quelle für den Begleittext der topographischen Tafeln des Frankfurter Kupferstechers Merian gemacht und damit eine Topographie gegeben, die neben der gleich näher zu betrachtenden von Vischer fast ein Jahrhundert lang in Ansehen und Geltung stand. Freilich Landanschauung vermitteln nur die Tafeln Merians — die illustrierende Darstellung ist der beschreibenden weit voraus —. Was Zeiller von den Bewohnern des Landes, namentlich von den Wienern, zu sagen weiß, ist zum Teil Aeneas Sylvius in milderer Auflage und ist doch gut hundert Jahre immer wiederholt worden, in der bekanntesten Form in Schillers Phäakendistichon. — Die beiden folgenden großen topographischen Werke über Österreich, das eine ohne Verfasseramen vor 1683 in

Regensburg, das andere 1683 in Nürnberg erschienen, bedeuten keinerlei Fortschritt. Wohl aber Georg Matthäi Vischers niederösterreichische Topographie oder »Controfee und Beschreibung aller Städte, Klöster und Schlösser, wie sie anjetzo stehen in dem Erzherzogtum Unterösterreich. Hervorgebracht im Jahre 1672 durch mühsamen Fleiß des G. M. Vischer«.

Vischer, bekannter durch seine oberösterreichische Topographie, bereiste im Auftrage seines Gönners, des Grafen Sprinzenstein, die ganze österreichische Landschaft, entwarf die Bilder aller Städte, Klöster und Schlösser und legte sie in mehreren 100 Tafeln seinem Publikum vor. Seine noch heute beachtenswerte Einleitung lobt in der üblichen Weise des Werkes Gegenstand. Aber gemütvoll zeigt er dabei die Art damaliger Landanschauung. »Was ist dieses edelberühmteste Österreich anders als ein frei offen liegendes Herz, welches den succum vitalem, den Lebenssaft, dergestalt miltichlich von sich fließen lasset und in die Adern der einverleibten Städte, Klöster und Schlösser mit so durchdringender Kraft einleitet,« daß diese zu ihrem eigentlichen Zwecke als Stätten des Handels, christlicher Lehre und der Sicherheit geeignet werden. »Bald zeigt sich«, fährt er später fort, »die mit der herrlichen Bauzierde vermengte Lust der besagten Örter, wie dieselben von der annemblich stehenden Landschaft gleichsam belebet und angeschmuckt werden.« Also: Wie es in jener Zeit in den Gemälden der großen Meister noch kaum eine Landschaft ohne Vordergrundshandlung gibt, so kennt er keine Landschaft ohne Gebäude. Diese dienen nicht jener, sondern die Landschaft dient dem Baudenkmal, dem Menschenwerk, zur Belebung, zur Staffage. Das ist die Naturanschauung der Barockzeit. Ihren Baumeistern ist, Fuhrmann hat das um 1740 ganz klar ausgesprochen, der Lustgarten, der Barockpark ein architektonischer Teil des Schlosses und Vischer überträgt diese Anschauung in die freie Natur. Die Landschaft groß, die Natur intim zu sehen, ist jener Zeit noch nicht gestattet.

Am Ende dieser Epoche stehen die großen, von Universitätsprofessoren und Privatgelehrten in Wien, Graz und Innsbruck ausgehenden lateinischen Topographien der österreichischen Länder.

Für Niederösterreich kommen insbesondere in Betracht die Werke des Jesuiten Reiffenstuell und des Paulanergenerals Fuhrmann. Des ersteren Werke spiegeln trefflich den Universitätsgeist der leopoldinischen, des letzteren den der karolinischen Zeit wieder.

Alles verkündet den ungeheuren Fortschritt seit Tacitus, alles verkündet den Ruhm des Herrschers. — Vom Herrscher und, in angemessenem Abstände natürlich, von den alten und hohen Adelsfamilien geht alles Glück und aller Ruhm des Landes aus. Fuhrmann insbesondere beträufelt alles mit seinem Honig. Das Glück der Österreicher geht ihm über jedes Maß. Die Fremden haben alle Ursache, uns zu beneiden, wir sind des Kaisers Schoßkinder. Der Österreicher verdient aber auch dieses Glück; denn er ist höflich und herzhaft, geschickt, liebt Wissenschaften und Künste, ist gutmütig und fröhnt dem Wohlleben nur, um den Fremden zu gefallen und dienstwillig zu sein. Für die Volksbildung, das gesteht sogar Fuhrmann, geschieht freilich wenig, aber die vom Adel lernen gut französisch, wälsch und spanisch. — Reiffenstuell ist dem um ein Lebensalter späteren Paulaner unstreitig weit überlegen, die Art, wie er allzu alberne Namenserkklärungen ablehnt, läßt sich sehen. — Aber das rein Geographische, die Orientierung, die Maße, das bedeutet noch keinen Fortschritt, die Landanschauung ist die der alten Jansenschen Karten. Genannt werden auch eine große Anzahl von Bergen vom Mons Cetius, dem Kahlenberg, bis zu dem diese ganze gleichnamige Kette abschließenden anderen Kahlenberg an der Save. In diese Kette fallen der Kaumberg, der Annaberg, der Saurüssel, der Teufelssteig, der Schneeberg, der Semmering — alle aber übertrifft der an der Donau aufsteigende vertex Cetii, eben unser Kahlenberg, durch den Glanz seines Namens. Das geht natürlich auf die Septembertage von 1683. Einen guten Blick hat er auch für die großen Gärten des Landes, insbesondere für die von einem lieblichen Wälderkranz ringsumgebene kaiserliche Herbstresidenz Ebersdorf. — Fuhrmanns Alpenanschauung nimmt in mehr als beschränkter Weise die des Strabo wieder auf: »Durchs ganze Alpengebirge sind lauter Bühel und erhabenes Erdreich, nebenbei aber doch gut gelegene Täler, aber auf den Berghöhen, wo sich die Schnapphahnen aufhalten, ist das Land unfruchtbar.«

Auf diesem Wege war ein Fortschritt nicht denkbar.

Ganz und gar der Kultursphäre der Zeit Leopolds I. und seiner Söhne gehören zwei englische Reiseberichte an, die auch noch kurz erwähnt werden mögen: die »ganz sonderbare Reise« des Edward Brown 1668—1673 und die Reisebriefe der Lady Montague von 1717. Beiden ist Wien, beziehungsweise Niederösterreich Zwischenstation auf dem Wege nach der Balkanhalbinsel, jenen reizt außer-

dem die »mehrere Betrachtung des felsigen Gebirges«, den Weg von Wien über Steiermark nach Venedig zu nehmen. — Brown fährt die Donau abwärts nach Wien, genießt die Aufregungen des Strudels und Wirbels, rühmt die interessanten Altertümer von Petronell, das seinen Namen von der häufig dort wachsenden Petersilie hat, erwähnt die schönen Laubengänge auf dem Wiener-Neustädter Markt, erinnert sich in Schottwien, wo der Gebirgsbach unter der Mauer durch in die Stadt geführt wird, an eine Abbildung der chinesischen Mauer, wo ähnliches zu sehen, und läßt sich von 24 Pferden über den Semmering ziehen, so jäh und steinicht ist der Weg. — Das Fehlen der alten Städte im Lande nördlich der Donau erklärt er sich recht ansprechend aus der Besiedlungsgeschichte: die römischen Standlager waren eben südlich der Donau. — Er genießt alles Schöne und Merkwürdige von Wien, erwähnt das in einem Moraste gelegene Jagdhaus Laxenburg und nennt als schönsten See dieser Gegend den Neusiedlersee. Auf dem Wege dorthin, nicht weit von Himburg (Himberg), kommt er an einen Ort vorbei, genannt Rauckenwart [i. e. Rauhenwart im Dekanate Fischamend], von wo er einen großen Teil von Österreich, Mähren, Böhmen und Ungarn übersieht: also Motiv der Aussicht- und Gipfelphantasie, wie hundert Jahre später.

Viel moderner muten an die Reisebriefe der Lady Montague, die mit ihrem Manne, dem britischen Gesandten Worthley, im September 1716 nach Wien kommt. Sie sieht die Welt und Wien aus der Vogelschau der englischen Diplomattendame; die nur noch eine Frau über sich erkennt, die schöne Kaiserin, die Mutter der Maria Theresia. Sie findet so manches shocking, so z. B., daß es in Wien vorkommen kann, daß ein Minister Wand an Wand mit einem Schneider wohnt, erklärt, daß die Österreicher weder das gesittetste noch das angenehmste Volk von der Welt sind, sieht aber eigentlich mehr als alle die gelehrten Männer vor ihr. Sie bewundert die Pracht des Schönbornschen Gartenhauses, rühmt die wunderschönen Vorstädte und spricht mit der Meinung, »wenn der Kaiser es für tünlich fände, zuzugeben, daß die Tore der Stadt ausgehoben würden, um die Vorstädte mit ihr zu vereinigen, so würde er eine der größten und besterbauten Städte von Europa haben« — eine beachtenswerte Prophezeiung aus. — Und ein Satz, wie der über die Donaufahrt von Linz nach Wien, ist, was die Naturanschauung angeht, zu jener Zeit gewiß ein Unikum: »Man genießt in einem Tage

das Vergnügen einer ungemessenen Mannigfaltigkeit von Aussichten, entdeckt innerhalb weniger Stunden volkreiche, schöngebaute Städte und die romanhaftesten Einsiedeleien. Denn die Ufer der Donau wechseln auf eine bezaubernde Weise mit Felsen, Wäldern, Weinbergen, Kornfeldern, großen Städten und Trümmern alter Schlösser ab.« — Es ist vielleicht das erstemal, daß, freilich in Privatbriefen, die wohl zunächst nicht für eine Veröffentlichung bestimmt waren, so freimütig über Land und Volk von Österreich gesprochen wird. Es dauert noch zwei Menschenalter, bis diese aufgeklärte Dame Nachfolger fand.

Die Zwischenzeit ist ausgefüllt durch eine Anzahl von Geographien, die in Deutschland erschienen und einen kleinen Fortschritt aufweisen. Man weiß doch bereits, daß die alte Erdbeschreibung nicht genügt, aber man weiß noch nicht recht, wie man's besser machen könnte, steht noch zu sehr auf dem Boden der Autoritätsgelehrsamkeit, die auch für die Erfahrungswissenschaften den Fortschritt in der besseren Quelle und noch nicht im Befragen der Sinne, der Wahrnehmung und Beobachtung sucht. »Obwohl in Deutschland«, meint Johann Hübner in der Vorrede zu seiner 1731 bei König und Richter in Hamburg erschienenen Vollständigen Geographie, »jährlich soviel Bücher gedruckt werden, daß man alle Ströme damit verstopfen könnte, haben wir doch noch keine vollständige Geographie.« Die Münster und Mercator, Ortelius und Cluverius, Zeiller und Merian usw. usw. sind veraltet, sie müßten, stünden sie von den Toten auf, frisch Geographie lernen. Für Niederösterreich nun hat Hübner nichts Neues gelernt, er lobt, irrt und übertreibt in der herkömmlichen Weise. Dasselbe gilt von der Ausführlichen Geographie des Chemnitzer Rektors J. S. Hager, Chemnitz, 1746 (desselben Hager, dessen 18 Jahre später erschienener Geographischer Büchersaal eine außerordentlich verdienstvolle bibliographische Arbeit zu nennen ist), die zwar geographisch nichts zu sagen hat, aber eine ganz ansprechende Skizze von der materiellen und geistigen Kultur des österreichischen Kreises gibt und den Österreichern die Befähigung zur Gelehrsamkeit nicht abspricht, wenn nur »die Freiheit, zu denken, unter ihnen erlaubt wäre«. Hübsche Mitteilungen über Volkscharakter und Volkssprache bringt die sehr umfangreiche Neue Europäische Staats- und Reisegeographie von W. Dietmann und J. S. Haymann, Leipzig 1750. Die Orographie liegt noch recht im argen: von Niederösterreich werden

nur drei Berge, der Kahlenberg (von dem man Preßburg in Ungarn liegen sieht), der Leopoldsberg und der Bisamberg, von Oberösterreich nur der Priel »an der kärntnerischen Grenze« genannt. Aber das Lob der Bewohner des österreichischen Kreises wird nach den Provinzen recht artig abgestuft und die österreichische Mundart, so von dem gemeinen Landvolk und einem Teile der Bürger in den Städten, aber auch von manchen Vornehmen und Adelligen gesprochen wird, von der Höhe obersächsisch-meißener Sprachkultur aus gewürdigt. »Man verfährt hier ziemlich hart mit unserer Muttersprache; hat Redensarten, die einem Obersachsen bisweilen unverständlich vorkommen, z. B. Fazonetla für Schnupftuch, welches sie aus der italienischen Sprache entlehnt haben. Sie reißen Silben voneinander, die der Obersachse auf einmal ausspricht, z. B. Wi-en für Wien usw. Sie dehnen viel und verwechseln die Vokalen, z. B. Ärgernuß für Ärgerniß usw.« — Ein durch ganz Europa unterhaltener kostbarer geographischer Briefwechsel liefert sodann dem Göttinger Professor Anton Friedrich Büsching das Quellenmaterial für seine Neue Erdbeschreibung (1760 erscheint in Hamburg die 4. Auflage), der ersten Darstellung von Staatsmacht und Staatsgröße. — Seine Beschreibung der österreichischen Erbländer haben »durch gnädige Vorsorge eines hohen und verehrungswürdigen Gönners gelehrte und erfahrene Männer durchgesehen, gereinigt und bereichert«. Sie konnten ihm nicht mehr geben, als sie hatten, vor allem keine zureichende Landesanschauung. Doch sieht man Wien schon in der Landschaft: »Gegen Morgen und Mitternacht ist die umliegende Gegend Ebene, gegen Abend und Mittag zu aber siehet man ein mit Bäumen und Weinstöcken besetztes Gebirge. Die breite Donau teilet sich in der Gegend der Stadt in unterschiedene Arme, welche Inseln einschließen, die mit Holz bewachsen sind.« Von Mauer bei Wien heißt es: »am östlichen Abhange des Kahlenberges belegenes Dorf, berühmt, weil die Hofleute und andere Standespersonen, welche sich einige Wochen oder Tage dem Getümmel der großen Welt entziehen wollen, hier in der Einsamkeit die geistlichen Übungen treiben«.

Ergänzt werden diese doch recht allgemein gehaltenen und dürftigen Mitteilungen der geographischen und Reisewerke durch die in den Einleitungen zu Chroniken sich findenden topographischen Daten, durch Spezialwerke über Niederösterreich, wie den Unterösterreichischen Landkompaß des kaiserlichen Zeugkommiss-

särs Stephan Sixsey (Wien 1749), »aus welchem unterschiedliche schöne Landesbräuche und Gewohnheiten, auch ein gewisser Entwurf der Anschläge und Schätzungen angezeigt werden«, durch die noch unter den codices Mss. der Wiener Hofbibliothek ruhenden opera inedita des Wolfgang Lazius (*Austria ultradanubiana, descriptio inferioris Austriae, Interpretatio chorographiae utriusque Austriae*) u. a. und namentlich durch die in der langen Reihe der Spezialtopographien eine besondere Stelle einnehmenden Kloster- und Gnadenortsbeschreibungen.¹⁾

*

Eine lange Reise mit kargem Ergebnis. Aber halten wir es mit der geistigen Entwicklung unserer Nation zusammen, so kann es uns nicht überraschen. Noch wallen vor dem Erkennen und Schauen dichte Schleier. Man sieht Berge, aber keine Gebirge, man sieht Mineralien und Gesteine, aber keine Bodenform, man sieht Pflanzen, aber keine Flora, nützliche und schädliche Tiere, aber keine Fauna des Landes, man sieht Kuriositäten und des Zufalls grausende Wunder, aber noch kein vertrautes Gesetz in der Erscheinungen Flucht. Noch ist der ursächliche Zusammenhang zwischen Gesteinsart und Bodenform und den sie bekleidenden und bewohnenden Naturwesen nicht entdeckt. — Und ebensowenig sieht man das Schöne in der großen Natur. Wenn Ratzels tiefsinniges Wort, Naturgenuß sei Zwiesprache der Welt in uns mit der Welt, die außer uns ist, zu recht besteht, dann reicht die Naturfreude eben nur soweit, als man imstande ist, mit der in die Sinne tretenden Natur innerlich fertig zu werden, und das ist, von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen, im allgemeinen nur der Fall gegenüber der kleinen Landschaft: Wiese, Bach, Hain, Quelle, Blumen, Monden- und Sternenschein — viel weiter kommt die Idylle nicht. (Nur die eigentümliche Schönheit mancher Höhlen wird merkwürdigerweise verhältnismäßig früh gewürdigt.) Die Schönheit der

¹⁾ Der Verfasser behält sich vor, über diese Schriften, beziehungsweise über ihre Ergebnisse für die Geschichte der Landes- und Volksanschauung, gesondert zu berichten. Stehen diese niederösterreichischen Kloster- und Gnadenortsbeschreibungen auf der ansehnlichen Höhe der steirischen, z. B. von Spital am Semmering, Neuhaus, Maria-Zell, so leisten sie weit mehr, als alle bisher genannten Werke zusammengenommen. Der Wert einer Schrift, wie die des P. Oddo Koptick über Spital am Semmering (Salzburg 1735), kann für die in Rede stehende Geschichte nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Alpen zumal ist noch lange nicht begriffen oder sie steckt noch tief in der Ahnung, Worte, sie auszudrücken, hat die Sprache noch nicht. So harrt denn die unberührte Schönheit der unergiebig, der unlustigen, der Gebirgs- und Heidenatur noch immer ihres Dornröschenprinzen. — Die alte Ansicht von der wilden Natur als einer Feindin der Menschen, das freilich auch in der Unsicherheit der Wege begründete Grauen vor der Wald- und Gebirgseinsamkeit, die kindische Freude an den Naturwundern und Raritäten und den damit zusammenhängenden Märchen und Histörchen, das alles lag noch gar lange im Blute.

Nicht ebensoweit entfernt ist man von der Erkenntnis der Eigenart des Volkes. Charakteristische Sondergestalten, aber auch die Typen, ja Stammesphysiognomien werden ungefähr erkannt — freilich immer noch als Kuriositäten gewertet. Der deutsche Krainer Valvasor, einer der bedeutendsten Männer, die Krain überhaupt und das XVII. Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, hat auf das eingehendste auf Hunderten von Folioblättern die Sitten und Gebräuche der Krainer beschrieben, um am Schlusse dieser ganz einzigen Volkskunde entschuldigend hinzuzufügen: Das sind eben Wunderlichkeiten, drollige Dinge — schließlich gibt es in Krain auch ordentliche, gesittete Menschen in Menge. — Also auch hier der Kuriositätenstandpunkt, auch hier wie überall der Schleier zwischen Auge und Außenwelt. — Diesen Schleier zu lüften, Naturerkenntnis zu geben und mit Naturgenuß zu verbinden, das ist das Werk zunächst der Aufklärung, die freilich mit den alten Anschauungen nur auf volkswirtschaftlichem Gebiete und in allgemeinen Bildungsfragen radikal bricht, sonst aber oft noch gar tief im Banne des Alten steckt, und in zweiter Linie der Romantik, der wirklich modernen Richtung jener Tage. — Die Sache hatte zunächst ihre politische Seite.

Maria Theresia und in höherem Grade noch Josef II. sehen klaren Auges durch die Weihrauchwolken der leopoldinischen und karolinischen Hofgeographie und fragen, was denn eigentlich mit dem gepriesenen Produktenreichtum sei, fragen, was an dem Grund und Boden und an den Leuten darauf sei, worin der Nationalreichtum beruhe, wo und durch welche Mittel die Produktivität gesteigert werden könne, kurzum, sie ordnen eine große Inventarsaufnahme ihres Landes an. Die naturwissenschaftliche Forschung, die Pflanzen- und Gesteinsbetrachtung, die Untersuchung der Gesundbrunnen, der

Bergwerke, der fruchtbaren Bodenkrume, der technischen Betriebe, kurz, die Tätigkeit der Crantz und Born, Jacquin und Hacquet, Stütz und Ferber und so vieler anderer setzt nun ein und bald zerinnt vor den wundernden Blicken der Nebel des Wahns. — Die Geographie, besser gesagt die Landbeschreibung als Zusammenfassung dieser naturgeschichtlichen und nationalökonomischen Studien, bleibt freilich vorerst noch etwas hinten.

Hermanns Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten bedeutet noch keinen Fortschritt in der landschaftlichen Schilderung etwa gegenüber Büsching, so sehr seine berühmte Reise von Wien nach Görz ihm dazu hinlängliches Material geboten hätte. Auch Lichtenstern tut in dieser Hinsicht nur einen kleinen Schritt nach vorwärts, in seiner statistisch-geographischen Beschreibung des Erzherzogtums Österreich unter der Enns mit seinen drei Stufen, die er von der Donau bis zum Semmering sieht, nämlich Vorgebirge (z. B. die Berge hinter Döbling), Mittelgebirge (Kahlenberg, Leopoldsberg, der Kammersteig bei Rodaun) und Hochgebirge (im Süden). Einen etwas größeren — der ungleich begabtere Ignaz de Luca. Er spricht im 1. Bande seines 1791 erschienenen sechsbändigen Handbuches von dem österreichischen Staate bereits von Gebirgen; von einem vom Kahlenberg (damit ist im XVIII. Jahrhundert noch immer der Leopoldsberg gemeint) an der Donau über den Semmering zum Kahlenberg an der Save reichenden, von einer Kette also, die Österreich unter der Enns, Steiermark und Krain zusammenschließe, und von einem anderen, in dem der Semmering, der Schneeberg, der Annenberg und der Ötscher liegen, welch letzterer der höchste Berg des Landes sein soll. — Außerdem nennt er im Nordwesten den Manhartsberg, im Südosten das Leithagebirge. »Gegen Südwesten, bei 16 Meilen von Wien, fängt es an, gebirgig zu werden. Hier zeichnet sich der sogenannte Strengberg (zwischen Amstetten und der Enns) seiner Anhöhe wegen vorzüglich aus. — Die meisten Ebenen hat das Land im Osten und Nordosten, sobald sich die beträchtliche Gebirgskette von Süden nach Westen zieht.« Das ist doch schon ein, freilich noch recht bescheidener, Anfang des Überganges von Einzeldingen zu größeren Seheinheiten.

Mehr noch bedeuten die von Lichtenstern und de Luca im Sinne der josefinischen Forderungen durchgeführten Volksbeschreibungen. — Diese stehen freilich wieder im Zusammenhange mit

neueren norddeutschen Reiseberichten. Schon Zeiller hatte sich, wie wir sahen, bemüht, Reste des Protestantismus in österreichischen Landen aufzufinden. Auf seinen Spuren wandelt hundert Jahre später Keyßler, auch er Kavaliersreisebegleiter wie der alte Zeiller, und an ihn schließen sich die norddeutschen Aufklärer, die Österreich mit dem üblichen wohlwollenden Befremden messen, rügende Rede nicht zurückhalten können und auch nicht wollen und doch wieder von der Schönheit Wiens und der Liebenswürdigkeit vieler Wiener entzückt sind. Nicolai und Küttner sind die bedeutendsten von diesen Gästen.

Von den üblichen großen Reisestraßen weichen sie nicht ab, der abseits liegenden niederösterreichischen Landschaft sehen sie nicht näher ins Auge. — Küttner z. B. besteigt sofort nach seiner Ankunft in Wien den Stephansturm und besieht sich das Gelände. Die Umgebung Wiens mißfällt ihm gründlich wegen ihres Mangels an Mannigfaltigkeit. »Nur auf einer einzigen Seite eine kleine Reihe von Hügeln, alles übrige Fläche, bloß Felder ohne Bäume und Hecken — wie um Leipzig!« — Von den Gärten aber in und um Wien geben die Fremden recht anschauliche Schilderungen.

Durch hämische Grobheit ohne jedes Zugeständnis zeichnen sich die um 1790 von dem Schweizer Rießbeck herausgegebenen »Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland« und die »Reisebriefe eines Engländers« aus demselben Jahre aus — Vorläufer der später, namentlich im Vormärz, blühenden Pamphletliteratur über Österreich. Aber erwähnt muß werden, daß der reisende Franzose als erster die Aussicht vom Leopoldsberge schildert, daß ihm der Süden des Landes als ein vom einem ungeheuren Wald bedecktes Bergrevier erscheint und daß er die Donaufahrt von Linz nach Wien recht ansprechend beschrieben hat.

*

Mittlerweile waren die schon angedeuteten erlösenden Taten geschehen: Das deutsche Naturgefühl, in der Literatur bisher offenbart in den frisierten Formen der Idylle, des Lehrgedichtes, des Schäferromans, hatte endlich in dem Klopstokschen Bibelpathos und in den schwermütigen Landschaftsbildern der deutschen Sentimentalitätszeit eine ausdrucksfähige Sprache gewonnen, und zwar zur selben Zeit, als sich »die Naturwissenschaften nicht mehr auf tabellarische Aufzählungen seltsamer Erzeugnisse beschränkten, sondern sich zu den großartigen Ansichten einer vergleichenden

Länderkunde erhoben«. Georg Forsters Reiseschilderungen, in denen sich zum ersten Male die Abenteuerlust der bisherigen Seefahrerberichte zu wahrer, individueller und anschaulicher Naturdarstellung abgeklärt hatte, wurden sogleich von dem mächtigsten Einfluß. Zur selben Zeit berichten die tatkräftigen Jünger von Rousseaus großem Alpenevangelium, die Schweizer Gipfelstürmer, daß Reisen durch alle Klimate, ja sogar arktische Reisen auch vom Genfer See bis zur Montblancspitze unternommen werden könnten. Diese epochemachende Entdeckung, daß nicht nur in den Weiten des Stillen Ozeans, sondern auch noch im eigenen Lande alles voller Rätsel und Wunder stecke, daß es auch noch im eigenen Lande ungemein viel zu entdecken gebe, verbreitete sich rasch nach unserem Vaterlande, wo überdies noch die neue Erkenntnis hinzutrat, daß es nicht nur Land, sondern auch Volk, daß es Eingeborene zu entdecken gebe, ja, daß die Eingeborenen (sie werden in den damaligen Reiseberichten, zum Beispiel den Salzburger Reisebriefen, tatsächlich so genannt), daß die Eingeborenen der innersten Alpenwinkel es an Seltsamkeit und Kulturlosigkeit mit den beliebtesten Südseeinsulanern aufnehmen könnten.

Und so ist denn auch über Österreich, es war zur selben Zeit, fast im selben Jahre, als Kaiser Josef die schon erwähnte Inventarsaufnahme anordnete, endlich das Entdeckungsfieber gekommen. Freilich über Wien zuletzt. Was von Laibach, von Klagenfurt, beziehungsweise vom Gurker Domkapitel, von Graz, namentlich aber von Salzburg aus geleistet wurde, damit können die ersten Wiener Unternehmungen nicht im entferntesten verglichen werden. Genug, um die Wende der Jahrhunderte vollzieht sich auch in Niederösterreich der Wechsel in der Landes- und Volksbetrachtung, und zwar gleichzeitig auf den verschiedenen Schauplätzen der alpinen, subalpinen und Wienerwaldlandschaft. — Die Wanderbücher dieser Jahre zeigen in merkwürdiger Weise den Kampf zwischen alten und neuen Anschauungen. In der Brust dieser Wanderer wohnen zwei Seelen, der Aufklärer und der Romantiker. Die Einheit besteht darin, daß beide die einfache Wirklichkeit noch nicht sehen können. Der Aufklärer schimpft, der Romantiker schwärmt. Der Aufklärer schimpft über den Zustand der Landeskultur, über die sinnlose Waldverschwendung, über alles, was er als Josefiner besser haben will, findet die Bauernweiber im Gebirge häßlich über alle Maßen, ihre Lebensweise höchst ungesund und holt aus dem Schatze

seiner Erinnerungen, das heißt aus dem Schatze seiner Lektüre Vergleiche aus Kamtschatka und Polynesien herbei, um ihr Aussehen, ihre Sprache, den Tiefstand ihrer Bildung zu kennzeichnen. — Der Romantiker (das ist oft derselbe Mann eine Stunde später) findet Unschuld und Sittenreinheit, Kraft und Biederkeit, sehnige Bursche und sehr liebliche Mädchen — kurz, die Idealgestalten Geßners, Hallers, Rousseaus — und zwar nicht erst bei den Einödbauern der kleineren Schneebergnachbarn, sondern schon bei den Inzersdorfer Ziegelschlägern. — Der Aufklärer entsetzt sich noch über die grauenhafte Wildnis, in der er nicht begraben sein, viel weniger leben möchte, der Romantiker entsetzt sich auch, wird aber durch die magische Gewalt widerstandslos in ihren Bann gezogen — das Greuliche hat sich in das Erhabene verwandelt. — Der Aufklärer sieht in den Burgruinen die Zeugen barbarischer Herrenwillkür, die Zeugen des Faustrechtes und preist seine Zeit glücklich, die jenen finsternen Mächten ein Ende gemacht, der Romantiker spürt in dem epheumsponnenen Gemäuer die Geister der Vorwelt, die Zeugen alten großen Geschehens, die ehrwürdigen Verkündiger ritterlicher Denkungsart. Und endlich: der Aufklärer mit seiner alten, barockalen Naturanschauung mißt die Schönheit der Natur an dem Schönsten, was er von Natureindrücken kennt, an den Lustgärten, den Rokoko- oder englischen Parks niederösterreichischer Schlösser, und wie dort des Gärtners Hand Bäume und Sträucher, Bach und Wasserfall zu Symbolen umgestaltete, die berühmten oder berüchtigten Häuser der Laune, der Phantasie, der Fama, die Hallen der Nacht und der Vergessenheit, die Tempel der Dankbarkeit, der Freundschaft usw. schuf, — eine Naturauffassung, die uns wohl aus der »Zauberflöte« und aus Raimunds Zaubermärchen am geläufigsten ist —, so sieht er auch in der Natur draußen nichts als Allegorie, Wege des Lebens und des Todes, Tempel des Friedens, Hütten der Eintracht usw. — Den Romantiker hingegen reißt die Stimmung, die Begeisterung fort. Die ersten erhabenen Eindrücke einer Gipfelaussicht wollen Raum haben im Herzen — wer denkt daran, das Tatsächliche festzuhalten?

Je weiter das von den Füßen des Beschauers wegflutende Gipfelmeer seine Wellen wirft, je weiter die Täler sich dehnen, die Ebene sich ergießt, um so weiter dringt auch das Auge des Beschauers über das Tatsächliche hinaus, — hinaus über die Grenzen des wirklichen Horizonts in einen neuen. Hatte man früher vom Leopolds-

berg die drohenden Riesen des Wienerwaldes gesehen, so sieht man jetzt über diese Hügel hinaus den Hallstätter Gletscher und den Dachstein blinken, sieht fröhlich vom Schneeberg nach Triest, tief nach Ungarn und im Westen bis an die Rhätischen Alpen Vorarlbergs. Erst aus der allmählichen Verschmelzung des Gesunden, das beiden Richtungen innewohnte, geht der spätere Wirklichkeits-sinn, der spätere Realismus hervor. Dabei lernt man aber auch rasch das Künstlerisch-, das Groß-Sehen. Man sieht neben der Form auch die Farbe, sieht die Veränderung des Objektes je nach der Beleuchtung und die der Beleuchtung je nach der Luftfeuchtigkeit, lauter Beobachtungen, die für die nunmehr auch kräftig sich entwickelnde Landschaftsmalerei von entscheidender Bedeutung waren. So schildert Schultes den Schneeberg: »Still und freundlich und groß wie der Vollmond aus dem schwarzen Ozean erhebt sich sein (des Schneebergs) silberner Scheitel aus dem dunklen Gürtel der seine Lenden umgürtenden Tannen. — Schön ist er, wenn die Morgenröte seinen Scheitel mit Purpur schmückt und in der Gegend umher den nahen Tag verkündet, während die Dämmerung noch auf den benachbarten Bergen schlummert; schön ist er, wenn in der Glut der sinkenden Abendsonne der Tag auf seinem Gipfel noch weilt, währenddem Hesperus schon die nahende Nacht verkündet; schön ist er selbst dann noch, wenn, den Gipfel in Wolken gehüllt, Nebelrauch an seinen Wänden hinanzieht, als Sühnopfer der trauernden Gegend umher, die Erstgeborenen des Ozeans zu versöhnen.«

Für jedes einzelne Motiv dieser allgemeinen Charakteristik ließen sich aus der hiehergehörigen Literatur von 1795 bis etwa 1820 Belege in Menge bringen. Für den gegenwärtigen Zweck müssen wohl einige wenige Andeutungen genügen. Ein junger Botaniker ist es gewesen, Leopold Trattinik, der zuerst in seine in Nachfolge Jacquins unternommenen Schneebergfahrten, das heißt in ihre in Hoppes Botanischem Taschenbuch auf 1799 veröffentlichten Beschreibungen, Rousseausche Gedanken trägt und auf dem Schneeberg die Wahrheit jenes Gedankens im tiefsten Herzen empfindet, dem Schiller ein paar Jahre später so meisterliche Form gegeben: »Die Natur ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.« Sodann wanderte im August 1800 der Wiener Rechnungsbeamte Franz Xaver Embel über Gieshübel, Heiligenkreuz, Neuhaus und Gutenstein auf den Schneeberg. Das heißt auf den eigentlichen Gipfel kommt er nicht, er bleibt, während

seine Begleiter der höchsten Spitze zueilen, zurück, setzt sich auf einen Stein, starrt in die neue unbekannte Welt hinaus und schläft sanft dabei ein. Er will der Natur nicht allzu nahe kommen, glaubt sich von einem feindseligen Schicksal verfolgt, wenn er in Puchberg wohnen müßte, nimmt aber doch so viel Empfänglichkeit vom Schneeberg mit ins Tal, daß er auf der Heimreise ganz in die Tonart des empfindsamen Wanderers fällt, den eine Buchenwiese bei Pottenstein oder die Heiligenkreuzer Morgenstimmung in melancholisches Entzücken versetzen.

Das nächste Jahr macht er eine Wanderung von Pitten nach Puchberg, dann über Schwarza nach Hohenberg, zurück nach Rohr und Gutenstein und wieder über Pottenstein nach Wien. Jetzt kommt er auf den Wert der Fußreisen im Vaterlande. Es ist ein Aufwachen! »Wir wissen ja noch gar nichts von unserem Vaterlande,« klagt er; »da sehen wir auf das Ferneliegende oder spinnen uns in Ideen ein und kennen das Innere unseres Hauswesens nicht... nur Fußreisende, nicht Postreisende können da Aufschluß geben.«

Mehr noch als in seinem ersten Buche zeigt er sich hier als empfindsamen Reisenden; mit spezifisch österreichischer Note, wenn er gern den »Eindruck, den der Stil, Charakter oder Geist verschiedener Gegenden auf den gefühlvollen Reisenden machen«, mit den Wirkungen der Musik vergleicht. Indem er ganz allgemein Harmonie fürs Auge und Harmonie fürs Ohr, Landschaft und Musik, Gegenstand und Ton gleich setzt, d. h. ihre Wirkungen gleich setzt, kommt er zu dem Vergleiche einer anmutigen, an Abwechslung reichen Gegend mit »Galanteriemusik«, einer ernsten Gebirgsgegend mit feierlicher Musik; oder genauer: »Freundliche Gegenden sind der sanften Melodie lieblicher Töne, schmelzender, angenehmer Romanzen, fließender Andanten ähnlich, die das Ohr ergötzen, den Geist untätig lassen; Hochgebirgsgegenden mit Schluchten, Wänden, Wildbächen entsprechen dem erhabenen Stil der heroischen Musik; der überraschende Anblick Einsturz drohender Felsen, schäumender Wasserfälle und ähnlicher majestätischer, aber nicht reizender Gegenstände gleicht schauerlichen Dissonanzakkorden, das stufenweise Verschwinden dieser Gegenstände der Auflösung des Akkordes; der unverhoffte Einblick in ein liebliches Tal ist eine unverhoffte, angenehme Passage und endlich weite, erst Bewunderung, dann Langweile auslösende Aussicht über ungeheure Flächen — ein Adagio, das nicht aufhören kann.«

Das sind ebenso Nachklänge der Naturallegorie des XVII. Jahrhunderts wie jene Deutung zweier einsamer Waldplätzchen bei Scheuchenstein: das eine, ganz von Felsen eingeschlossen, kann von der Verzweiflung, das andere, »mit Aussicht« — von der Schwermut zum Aufenthalt gewählt werden —, oder jenes »schwärmerischen Plätzchens« bei Hohenberg im Traisental, das ganz geeignet ist, stille Schwermut in süße Vergessenheit hinüberzuwiegen.

Der Eindruck im Puchberger Tale ist womöglich noch stärker als das erstemal — »die Gegend ist keiner Beschreibung fähig; denn die Gegenstände sind so groß und riesenmäßig, so fürchterlich schön, und ihre Zusammenstellung ist so groß und mannigfaltig, daß es die Feder umsonst versucht, die ersteren würdig, die letztere deutlich genug zu schildern« — und er bedauert seinen Führer, der ungerührt an solchen Wundern vorbeistapft. Embels Schilderung gefällt sich in Übertreibungen, namentlich nach der Seite des Schauerlichen hin. Der Gewittersturm bei Reichenau ist gräßlich, traurig, grauenvoll, abscheulich — und die Öde des Höllentales, die ja damals allerdings beängstigend gewesen sein muß, drückt ihn vollends danieder.

Aller Sentimentalität aber begibt er sich, sobald er auf die Bauern zu sprechen kommt. Bei denen findet er nicht Schönheit, noch Biederkeit. Und glaubt er einmal, diese wenigstens wahrzunehmen, so stößt ihn sicher das mehr als unangenehme Äußere ab. Der Kenner und Schätzer weiblicher Schönheit — sie gewährt ihm, der sie ohne Begährlichkeit betrachten kann, sonst reinstes, unschuldigstes Vergnügen — ist beleidigt von der Häßlichkeit der Weiber im Gebirge. Und kann nun erbarmungslos schelten: über die Armut, deren Quelle ihm die Untätigkeit der Landbevölkerung ist, ihre Schwerfälligkeit im Entschlusse, Unentschlossenheit in der Ausführung; über die sinnlose Waldverschwendung, das unrationelle Kohlenbrennen, das Pechschaben. Er ruft die alte, gegen solche Mißwirtschaft gerichtete Waldordnung der Maria Theresia an und macht die Bauern dafür verantwortlich, wenn die »ergiebigsten Bergwerke und tätigsten Fabriken für unsere Nachkommen unbrauchbar gemacht werden«. Nicht die Förster sind schuld, sondern die Bauern: »Diese sind bekannte Feinde aller Ordnung und sie hassen den, der sie zu derselben zurückführen will. Stolz auf ihre Menge durch Gleichheit der Gesinnungen, höhnen sie des einzelnen schutzlosen Menschen, und stellt sich dieser hinter seine Obrigkeit und diese

bestraft den angegebenen Verbrecher, dann ist des Forstbediensteten Leben und Eigentum in Gefahr . . .« Bauernbetrachtung vom Standpunkt der Guts- und Forstbeamten, die, wie in anderen Dingen (z. B. in geschichtlichen Denkwürdigkeiten), auch hierin die Gewährsmänner des Wiener Wanderers waren.

Embel war mit der raschen Veröffentlichung seines ersten Buches über den Schneeberg einem anderen zuvorgekommen, einem Naturforscher, der schon seit 1792 naturhistorische Wanderungen dorthin unternommen und Aufzeichnungen gemacht hatte und der sich nun durch den Erfolg von Embels Buch auf eine Bahn gewiesen sah, auf der er dann, rasch weiterschreitend, den Gipfel zeitgenössischer Landschaftsschilderung erklimmte: J. A. Schultes.

Sein erstes Buch erschien 1802 (bald darauf, 1807, in 2. Auflage): Ausflüge nach dem Schneeberg in Unterösterreich. Schrieb Embel, wie Schultes meint, für Historiker, so schreibt er für Naturhistoriker, Theologen, Statistiker, bildende Künstler. Vor allem aber meinen wir, für Volksaufklärer und Naturfreunde. Denn auch hier bedeutet er einen Gipfel: wie niemand vor ihm und wohl auch nicht so bald einer nach ihm die Fülle der Gesichte großartiger mitzuteilen wußte, so hat auch keiner in dem Bemühen um volkswirtschaftliche Aufklärung und in dem Kampf gegen wirklichen oder vermeintlichen Obskurantismus schroffere Wendungen gefunden als der Professor der Theresianischen Ritterakademie.

So geht denn gleich seine erste Wanderung von Wien nach Puchberg durch ein rechtes Jammertal. Über alles wird geklagt: über den vernachlässigten Acker- und Wiesenbau, über die schlechten Weine, den Mangel an Obstbau und Bienenzucht, über die schändliche Holzverschwendung und die trostlose Waldkultur, über das Pechhacken, über den Mangel an Wildbachverbauungen, über die Abnahme der insektenfressenden Vögel — über die Armut und Not der Dörfer und die Unwissenheit überhaupt; später dann über den Aberglauben, über Kretinismus usw. Und doch hänge der Wohlstand des Staates mehr von dem Wohlstande der Dörfer als von dem Glanze der Städte ab. Ein kluger Gutsbesitzer, ein weiser Pfarrer und ein tätiger Schulmeister könnten, so meint er ganz im Sinne Pestalozzis, glückliche Zeiten auf ihr Dörfchen und die Gegend umher zurückführen. »Hätten wir nur halb soviel gute Dorfchroniken als wir schlechte Klosterchroniken besitzen, wir würden es in der Ökonomie weiter gebracht haben.«

Aber nicht nur des Bauern Tun und Lassen bemängelt er, seine ganze Erscheinung ist ihm zuwider. — Sittlich am tiefsten steht der Weinbauer: kriecherisch, bettelhaft, demütig vor der Lese, dummstolz, schurkischstolz nach ihr, zumal wenn sie reich war. Höher steht der Ackerbau treibende Landmann, noch höher der Viehzucht treibende Äpler und der einsame Waldbauer. — So urteilt er (auf seiner zweiten Wanderung) in der Gegend von Pfaffstätten. In Puchberg anders! Da sieht er nur Schmutz und Häßlichkeit und Ekelhaftigkeit — von der Wirtschaft gar nicht zu reden. Und er ruft nach Schweizer Käsern und englischen Sägemeistern, nach besseren Förstern und ehrlicheren Gutsbeamten; nach verständigen Pfarrern vor allem; er glaubt an Hirten-, Jäger- und Fischeridyllen, wenn er aber zu einem Köhleridyll kommt, so ist ihm das keine Idylle, so bedauert er den in grausenvollen Bergesschluchten, in tiefster sibirischer Waldeswüste hausenden Armen. Aber wenigstens schuldlose Armut! Kommt man aber wieder von den Waldbauern ins Tal, wird man wieder »unter Menschen verstoßen«, dann neben dem materiellen auch das moralische Elend, herbeigeführt durch den verderblichen Spekulationsgeist des Talbauern, der Müller, Brauer und Wirte, der Holz- und Kohlenhändler ... »ein böser Genius breitet seine Fledermausflügel« über die Gegend ...

Um so erfreulicher ist es bei den lutherischen Naßwäldern oder auf der Musterwirtschaft des Orgelbauers Waller im Miesenbachtale oder bei den Patriarchen der Holzknechte, dem Naßwalder Schwemmeister Hubmer, dessen Werk — ein Schwemmstollen — die Gegend mit Brot und Wien mit Holz versorgt.

Zum Frieden bringt aber den Zürnenden immer wieder die schöne Landschaft: schon den Ausblick vor Gießhübel »auf eine der schönsten Gegenden Österreichs« verzeichnet er, die schönen Bilder sodann im Tale von Altenmarkt; und vor der Ruine Starhemberg schämt er sich schon für seine Landsleute, die, für den heimatischen Reichtum blind, noch immer England und der Schweiz nachrennen. Und schön kombiniert er dann, als er in der ruhigen Mondnacht nach Pernitz wandert, die Lichteffekte: Spanlicht aus einer Bauernstube, der purpurrot glühende Kohlenmeiler am Waldbache, dessen silberne Wellen im Mondlichte dahineilen, und die in diesem schimmernden Felsen.

Freilich, als er hinter Gutenstein in die immer wilder werdende Natur eintritt, da hält sein Verständnis mit dem Größerwerden

der Landschaft nicht gleichen Schritt — zumal immer auch soziale Gedanken (bei Burgruinen zum Beispiel) den Genuß stören. — Der Weg auf den Öhler bietet ihm das Bild einer Wüste im Kaukasus: die Todesstille oder der Wind im Bergwald und die jagenden Wolken dünken ihm furchtbar und erst beim freundlichen Puchberger Pfarrer erholt er sich von dem ausgestandenen Schrecken. Der Schönheit des Puchberger Tales bringt er volles Verständnis entgegen; freilich erinnert der Ausdruck dieses Verständnisses noch sehr an die alte Zeit — wenn er die Gegend um den Sirninger Fall nicht etwa als Naturpark erhalten, sondern zu einem Paradies umgeschaffen sehen möchte, zu einer Feerei... »die Laube am Wasserfall ist wohl das schönste Plätzchen zu einer Kaffeepartie, das man im ganzen Universum dazu wählen kann«.

Und diese Schönheit kennt man nicht! Kennt sie so wenig wie die ossianischen Gefilde des Höllentales, die in jedem anderen Lande ein Wallfahrtsort der Künstler und Dichter wären! — Endlich die Beschreibung des Aufstieges selbst! Wie da die Aussicht wächst, die Berge immer kleiner werden, wie die Flora sich ändert, die Todesstille auf der obersten Matte das Wunder des Rundblickes vorbereitet! Da schwelgt nun der romantische Gipfelstürmer in endlosen Fernen: bis zu den Tiroler Alpen und den Ebenen Ungarns und den Ausläufern des Riesengebirges und der Karpathen. Nur noch auf dem Montblanc oder Ätna kann ein ähnlicher Horizont mit einem Blick übersehen werden!

Wehmütig nimmt er mit seiner gelehrten Gesellschaft (Mineralogen, Astronomen, Botanikern) von der Stätte so erhabener Eindrücke Abschied.

Aber nicht nur den Fußwanderern, auch den zu Wagen Reisenden bringt jetzt jeder Tag neue Offenbarungen. — Den klassischen Stil Georg Forsters in die niederösterreichische Landschaftsschilderung eingeführt zu haben, ist das Verdienst Hammer-Purgstalls, des nachmals so berühmten Orientalisten. Seine Studentenferien hatte er immer in Weidling am Bach zugebracht und dort die Anregung zu einem Preisgedicht in 1500 beschwerlichen Hexametern, einem Preisgedicht auf Weidling und andere Gartenlandschaften in und um Wien, erhalten; Barockpoesie durch und durch. — Ganz anders die Darbietung seiner Erinnerungen an den 1798 unternommenen Sommerausflug in die österreichischen Alpenländer.

Landschaft oder Stadtbild oder Bauwerk werden nicht bloß gesehen und genossen, sie regen auch an zu Vergleichen, zu Gedanken und Empfindungen, bei deren Aussprache nicht nur die individuelle Persönlichkeit Hammer-Purgstalls, sondern überhaupt die feine, etwas verzärtelnde Bildung des Wiener Kulturmenschen aus der ersten franziszeischen Zeit frei wird. — Hammer-Purgstall sieht mit den Augen des in Parkfreude und Bergfurcht, in Frauen dienst und anderen sanften Schwärmereien aufgewachsenen Aristokraten; er holt die Vergleiche gern aus der Rüstkammer des absolvierten Konsularakademikers und angehenden Orientalisten und urteilt sonst wie ein Gebildeter der klassizistischen Zeit, der auf Winkelmann und die italienische Renaissance schwört, auch in der Kunstgeschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts noch Bescheid weiß, seinen Klopstock, Ossian und Matthisson, namentlich aber seinen Vergil gelesen hat und sich vornehm-still über das schöne Zeitalter der Aufklärung und Humanität freut. — Feine Bildung, feines Empfinden verrät sich überall und die sanfte Melancholie seiner Perioden ist von bestrickendem Reiz.

Wohlig kostet er das glückselige Reisevorgefühl aus: »Uns ergreift ein höheres Bewußtsein unserer selbst — wir gehören den Bäumen, den Blumen und jedes Blatt, jeder Staub gehört uns an. Wir sind der Mittelpunkt, aus dem unzählige Strahlen gegen den unendlichen Kreis um uns her auslaufen, und von ihm kehren die Strahlen wieder zu uns zurück... Eine Reise ist ein neues, besonders auf einen eigenen Zweck hin gerichtetes Leben... ein Leben der freien Willkür... wie schön, als Beobachter, als Freund des Guten und Schönen, kurz, als Mensch zu reisen.« Dann setzt er sich in seinem Wagen zurecht und fährt durch den »englischen Garten« von St. Pölten ins Traisental. Mit geradezu Stifterischer Kunst verlegt er die Bewegung aus sich in die Gegend hinaus: Hügel, Felder, Berge entwickeln sich fortwährend eines aus dem anderen, die Wälder stürzen sich im Wettlaufe über die stolzen Berge herab und diese ganze unaufhörliche Bewegung jedes einzelnen Dinges, das Hervorgehen, Zurücktreteten, Verschwinden und Wiedererscheinen zum Beispiel eines und desselben Berges je nach der Änderung des Gesichtspunktes.. das alles weiht ihm den Zeller Weg zu einer Wallfahrt. Das Nebelreißen im Türnitzer Tale deutet ihm seine Empfindung als Ossians Geister. Sie werden vom Dunkelgrün des Waldes durchblinkt, zerfließen im Windstoß und weinen

über die unrühmlichen Taten der Enkel. Er fährt in diesem Theater mit Seitenszenen und Kulissen weiter und kommt in das österreichische Kaschmir und zur steirischen Kaaba — nach Maria-Zell. Weiter wollen wir ihm aber für diesmal nicht folgen.

Interessante Einzelheiten bietet auch die als Beitrag zur österreichischen Landeskunde (Wien, Pichler, 1803) erschienene »Reise durch österreichische und steirische Gebirgsgegenden« von J. C. Unger, einem Deutschungarn aus der Zips, der im Jänner 1802 mit dem Vater seines Zöglings, dem Freiherrn von Forgacs, eine Wagenreise von Wien in die schon bekannten Gegenden der niederösterreichischen und steirischen Kalkalpen unternahm. Stärker noch als seine Vorgänger betont er die gouvernementale Seite der josefinischen Aufklärung. Burgen- und Räuberromantik sind ihm eine Krankheit seines Zeitalters; er klagt über sie schon bei der Burgruine Mödling; die rohe Zeit des Faustrechtes tritt ihm dort vor Augen... »und doch werden seit 20 Jahren Schilderungen eines solchen zügellosen Räuberlebens zur Schau aufgestellt und mit einer Wut gelesen, die keine Grenzen hat... Diese Lektüre verleitet die irregeführten Herzen der Jugend zur Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge...«

Was das Erfassen der Naturschönheiten angeht, so ist Unger eine echte Übergangserscheinung. Zunächst gefällt ihm die Hinterbrühl, dieses Gefilde der Seligen, besser als die vordere, die Abendbilder vom Helenental und von Gloggnitz weichen vom Typus »Sonnenuntergang — Geläute der heimkehrenden Herde — ruhende Mühle, Rauchsäulen von den Kohlungen (Kohlenmeilern)« nicht sonderlich ab; im Höllental, das zu schildern er sich den Pinsel eines Salvator Rosa wünscht, hat er einen mächtigen Gesamteindruck (»denke dir Leben und Tod, Himmel, Wasser und Erde in seiner Majestät nebeneinander, so kannst du einen Begriff jener Seligkeit erlangen, welche der Genuß dieser kolossalischen Gebilde der Natur verschaffen kann«), aber beim Kaiserbrunnen rezitiert er die Ode, die er auf die Grottenquelle im Garten des Theresianums gemacht hat; in Kapellen gerät er vor Staunen über dieses »Ideal des großen, rauhen, pittoresk Schönen« ganz außer sich, aber hinter Aflenz, im Anachoretenlande, bei einer »winterlichen Partie« über den Seeberger Sattel, gesteht er fast widerwillig: »Diese Gebirge haben doch ihre Reize, so sehr sie einen an das Stadtleben gewöhnten, gefühllosen Menschen abschrecken mögen.« — Wir sehen, wie zaghaft den neuen Eindrücken Raum gegeben wird.

Den Bauern tritt er freundlich nahe. Traulich bespricht er sich mit dem schönen Grasmädchen, mit dem Ziegenhirten, dem Fischer an der Schwarza, milde beschenkt er einen Abbrändler; er preist den glücklichen, einfachen, genügsamen Äpler — gleichwohl sehnt er sich, da nun einmal sein Geist und Gefühl eine andere Richtung erhielten, nach der Residenz zurück. — Noch weniger als Unger konnte Josef Karl Wagner Neues sagen. Die Beschreibung seiner im Dezember 1802 unternommenen Wanderung nach Gutenstein (Wien, Franz Haas, 1803) enthält Beschreibungen von Schlössern und Orten nach Weiskerns Topographie, verziert mit einer gelegentlich aus Embel übernommenen Stimmung. — Doch hält er sich von josefinischer Volksbelehrung fern. Pechhacken und Kienholzbereiten ficht ihn weiter nicht an, er lobt sich die patriarchalische Bedürfnislosigkeit wie zu Großvaters Zeiten und lobt sich das redliche, zufriedene Herz, das unter dem Bauernkittel schlägt. — Die Mondwanderung von den Mirafällen nach Gutenstein wird romantisch ausgeziert: Die Furcht vor Wölfen und Bären heißt ihn mit entblößter Klinge durch den Föhrenwald gehen; verirrt, geht er einem Lichtscheine nach, kommt zu einem Häuschen, dessen altes Mütterchen ihm den Weg zeigt in das Felsental, in dem noch die Ritter- und Faustrechtzeiten lebendig zu sein scheinen — nach Gutenstein.

Im ganzen aber hatte sich doch der Umschwung rasch vollzogen. Der Beweis dafür glückt dann am besten, wenn es gelingt, etwa zwei Auflagen desselben über Landesanschauung handelnden Buches aufzufinden, von denen die erste in die Zeit vor, die andere in die nach oder während der Umwertung dieser Werte fällt. Das ist nun bei mehreren hiehergehörigen Werken jener Zeit der Fall. — Ich erwähne nur die niederösterreichische Mineralogie des Augustiner-Chorherrn und Kanonikus Andreas Stütz. Die erste Auflage ist das Buch eines verstaubten Schreibtisch-Naturforschers. Er bedauert, daß ihn, den damals 30jährigen, sein Beruf nicht reisen lasse, scheint aber auch gar nicht die dazu notwendige Beherztheit und Rüstigkeit zu haben. »Die sehr hohen Mittelgebirge, welche sich hinter Rodaun erheben, habe ich mit vieler Mühe bestiegen, besonders den höchsten Berg, den man Kammersteig nennt und der gegen das Gebirge hinein mit schrecklichen Steilabgründen versehen ist.« Die prallichten, herabhängenden Kalkfelsen hinter Mödling erschrecken ihn ebenso wie die grauenhafte Schlucht von

Schottwien, das wahre non plus ultra oder das Ende der Welt. — Dürrenstein, findet er, verdiene seinen Namen mit Recht, mit seinem Weg dicht am steilen Donauufer, seinen engen, traurigen Gassen und seinem alten verfallenen Schloß auf dem Felsen. Das war 1777. 25 Jahre später ist er erst jung geworden.

Abgesehen von dem sehr wesentlichen Fortschritt in der Oryktographie des Landes — er erkennt den Zusammenhang des Leopoldsberges mit den Enzersdorfer Bergen, er gibt ein wissenschaftlich bedeutendes Landschaftsbild des Wiener Beckens und viele andere wichtige Erkenntnisse — steht er der Natur gemüthlich viel näher. Der Weg durch die Brühl nach Heiligenkreuz ist nicht mehr schauerlich, sondern romantisch, romantisch ist das Höllental, das Helenental und die Wachau. Ja, er steigt 1802 im Gefolge der Erzherzoge Anton, Johann und Rainer auf den Schneeberg, den Kuhschneeberg und die Schneealpe, bewundert auf jenem die Urwaldvegetation, von dieser aus einen Sonnenaufgang und bedauert fast, daß er nicht auch auf den Ötscher mitgenommen wurde. Noch wichtiger, weil durchaus typisch, für die gesamte Gebirgsanschauung jener Zeit ist das Geständnis einer Enttäuschung: Lichtenstern hatte den Schneeberg und die Berge bei Gloggnitz für ausgebrannte Vulkane gehalten, Stütz findet, daß der Schneeberg und der Ötscher leider nur aus Kalk bestehen; die sogenannte Vulkan- oder Katastrophentheorie hat also einen Stoß erhalten. Ratzel in seinem tief-sinnigen Buch über Naturschilderung führt schön aus, wie es zu den merkwürdigsten Wirkungen der irregehenden Wissenschaft auf die Kunst gehörte, daß unter dem Einfluß der Vulkantheorie oder plutonistischen Lehre sich sogar eine Art plutonistische Ästhetik entwickeln konnte trotz des energischen Protestes Goethes. Man redete sich ein, die Natur sehe katastrophenhaft aus. — So schildert auch Stütz den Eindruck, den er von den Gneisfelsenuinruinen am rechten Kampufer bekam: »Berge, die dem Leopoldsberg bei Wien kaum an Höhe und Umfang weichen, sind von dem unteren Drittel ihrer Höhe an, wo sie noch ein Kranz von Waldung umgibt, bis an den Gipfel in lauter ungestalte Massen zerspalten und zerworfen. Nicht die geringste Pflanze steht auf dieser Zerstörung — — — es sieht aus, als wären diese Berge mit Schießpulver in die Luft gesprengt worden. Wären die Berge am linken Ufer auch so, man könnte glauben, ein lokales Erdbeben hätte da seine Wut geäußert.« Die plutonistische Ästhetik steht im Zusammenhange

mit einem anderen Fehler der Naturbeobachtung, dem sogenannten Vertikalismus, der alle Berge, Bäume, Wasserfälle und Ruinen in die Höhe reckte. — (Manche der vorgeführten Bilder aus dem Werke des Köpp von Felsental bestätigen Ratzels Meinung.)

Und endlich tritt zu derselben Zeit bedeutsam in die Entdeckung der österreichischen Landschaft auch Wien; Wien, nicht die Hauptstadt des Deutschen Reiches, nicht die Stadt der Montague, Nikolai und Küttner, sondern Wien, die Bewahrerin einer die Anschauung und Wertung der Landschaft eigentümlich bestimmenden Barockkultur, Wien, der Mittelpunkt einer reizvollen Komposition von Hügel und Tal, Ebene und Fluß, Wald und Feld und Garten; der Ausgangspunkt endlich der Reisen in die niederösterreichischen und steirischen Alpen.

Der Pädagoge Franz Gaheis war es, der in den sieben Bänden seiner »Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien« (1798 — 1804) zuerst Österreicher und Fremde mit den merkwürdigsten und angenehmsten Gegenden um Wien bekannt machte. Sein Werk nimmt als erster Versuch, als Anregung zu neuen Wanderungen und neuen Darstellungen, als Fundgrube von Realien zu näherem Verständnis der bodenständigen Literatur noch heute eine angesehene Stellung ein. Es wäre nicht uninteressant, dem alten Schulmanne, einem der ersten Anreger, nebenbei gesagt, der Wiener Blindenerziehung, auf seinen Wanderungen in und um Alt-Wien nachzugehen — wir gingen dabei durch einen langen Bildersaal, dessen Wände geschmückt sind mit alten, echten, manchmal fein, manchmal ungeschickt-naiven, immer aber sehr ansprechenden Kupfern aus der beginnenden Empirezeit —, aber wir müssen uns wohl mit einem Überblick und einer oder der anderen Probe begnügen.

Gaheis schildert in bunter Abwechslung die großen Parke von Ebersdorf, Städteldorf, Dornbach, Erla, Schönau, Schönbrunn, Lichtenstein, Laxenburg, Hetzendorf und Bruck a. d. Leitha mit ihren künstlichen Wildnissen, die gewöhnlich hinter den Laubwänden des französischen Parterres begannen, mit ihren anmutigen, romantisch-schauerlichen Tälern, Wasserfällen, Tempeln, Grotten, Waldandachten, Aussichten, Moosbänken, Jagdschlössern, Fischerhütten in Seebuchten, strohgedeckten Bauernhöfen, dieser ganzen von Kunst geleiteten Natur, die, wie wir gesehen haben, so lange nicht zum Schauen der wirklichen Natur kommen ließ; er schildert ferner die Pittener Mark, die Umgebungen von Gloggnitz und Baden, namentlich aber

die schon erschlossene Wienerwaldlandschaft von der Mödlinger Brühl über Kaltenleutgeben—Hütteldorf—Mauerbach—Steinriegel—Hameau bis nach Weidling am Bach und Greifenstein a. d. Donau. — Viel mehr war vom Wienerwald damals nicht bekannt. Die Durchforstung, damit die Anlage von Pfad und Weg, begann erst viel später; noch nach 25 Jahren dünkt einem späteren Wanderer, dem Schauspieler und Schriftsteller Weidmann, eine Wanderung auf den Troppberg als ein Wagnis, das ohne Führer nicht anzuraten sei. — Die kühnste von Gaheis Wanderungen ist denn auch ein Ausflug von Weidling auf den Steinriegel, der, wie sich ja von selbst versteht, von einer großen Reisegesellschaft mit Jägern, Bedienten, Kutschern, Köchinnen, Wegweisern und nach gewissenhafter Vorbereitung für Wegzehrung in dieser einsamen, wilden, abgeschiedenen Gegend unternommen und wie eine Hochalpenwanderung beschrieben wird.

Wie alle anderen Reisebeschreiber umsäumt auch Gaheis seine landschaftlichen Schilderungen mit »religiösen, artistischen, wissenschaftlichen und moralischen« Bemerkungen. — Er hat viel gelesen. Haller, Geßner, Hölty, Langbein, Alxinger, Matthisson, Denis, Wieland, Schiller und Goethe werden nicht nur gelegentlich zitiert, sondern begleiten auch tatsächlich den lebhaft empfindenden Wanderer. Im Prater liest er das »Jahrmarktsfest von Plundersweilen«, in der Laxenburger Allee die »Poststationen des Lebens« von Langbein, im Park von Schönbrunn erinnert er sich an Szenen aus »Peregrinus Proteus«, auf dem Schmelzer Friedhofe an Hölty, bei einem melancholischen Sonnenuntergang natürlich an Matthisson und im Augarten sehen wir ihn fern vom Getriebe des Brigittenauer Kirchtages mit seinem Freund auf einer Wiese sitzen, vernehmen ein Gespräch über die Literaturrevolution durch Goethe und Schiller, über Horen und Xenien, und hören die Hoffnung aussprechen: »Die großen Verfasser werden sich immer gleich bleiben und in der literarischen und moralischen Welt große Erfolge hervorbringen.«

Natürlich ist dem Parkwanderer, der einen Spaziergang durch den Garten des Grafen Kobenzl für eine Wanderung durch eine Landschaft großen Stils hält, die freie Landschaft auch gewöhnlich nichts anderes als Dekoration — von der Spinnerin am Kreuz sieht er gegen Süden ein Naturtheater, gegen Westen ein Amphitheater — oder Symbol: In der Vorderbrühl bedeutet ihm die Reihenfolge: Schulhaus — Kirche — Ödplatz zwischen Weinberg und Bachbett —

Finsterer Wald zwischen wilden und schroffen Felsen — Friedhofskreuz: Anfang des Lebens — erste Ausbildung zur Würde des Lebens — Lebensleere zwischen den mit Mühe zu erhaltenden Lebensgenüssen — Aussicht in die Zukunft — Trost und Hoffnung auf Unsterblichkeit. Es ist die Übertragung irgend eines Tempels der Läuterung oder der Eintracht, einer Statue der Beständigkeit, eines Hauses der Laune, eines Felssteiges des Lebens, wie sie in Laxenburg oder Schönaue oder Dornbach zu finden waren, auf die freie Natur. Auch kennt Gaheis kein Abtönen des beschreibenden Stils und die späteren Schneeberg- und Glocknerbesteiger lachen denn auch überlegen über die himmlische Erhabenheit und erhabene Einsamkeit der Aussicht vom Holländerdörfel oder über die Schrecken der Brühler Felsen oder über die seligen Wohnungen der Urnatur auf dem Steinriegel. Aber daneben finden wir doch auch das Vermögen, ein Bild der Wirklichkeit natürlich und ungekünstelt aufzufassen. — So fährt er an einem Sommersonntagabend von Kaltenleutgeben heim:

»Es war eine eindrucksvolle Überraschung, in der Dunkelheit der Nacht ein paar beleuchtete Scheunen, mit lebhaften Menschen erfüllt, zu sehen, die sich nach dem Takte laut schallender Musik im munteren Kreise drehten, indes außer ihnen die ganze Natur in düstere Ruhe sich hüllte, kein Laub sich regte, kein Vogel schrie und nur selten ein Stern aus den zerrissenen Wolken hervorblinkte.« — Auch in der Beschreibung eines Jännerganges von Altmannsdorf nach Hetzendorf finden wir mehr als das konventionelle Winterbild — und in der schwärmerischen Schilderung der Mondnacht auf dem Greifenstein, der Morgenfahrt auf der Donau, in der Schilderung des vom Gatterhölzel genossenen Rückblickes auf die im Morgenlichte glänzende Hauptstadt, diese ungeheure Summe von Lebensformen und Lebensunruhen, überhaupt in dieser Vorliebe für Mondesdämmerlicht und Morgendämmerlicht, vor allem aber in seiner Andacht zu den Ruinen, diesen ehrwürdigen Resten der heiligen deutschen Vorzeit, die, von den deutschen Ahnen auf gewittertrotzenden Felsen erbaut, von den niedrig denkenden Enkeln aber verlassen, Zeugen sind der Entartung der Zeit, der ins Grab sinkenden deutschen Redlichkeit — darin können wir wohl anspruchslose Erstlinge der Wiener Romantik sehen.

Schon das nächste Jahr schenkte uns höheren Ansprüchen genügende. Ein Jahr nach Gaheis' letztem Hefte (1805) erschien der

erste Band des »Taschenbuches für Freunde vaterländischer Gegenden«, dessen vier bis 1808 fortgesetzten Bände in Widemanns (1808 von Fischel beendeten) »Malerischen Streifzügen durch die interessantesten Gegenden um Wien« denselben — größtenteils wenigstens — Stoff wie Gaheis in mustergültiger Art behandelten und so das typische Altwiener Landschaftsbild brachten; besser gesagt, der von diesem Landschaftsbilde ausgelösten Stimmung Worte liehen.

Die beiden Autoren waren schon vier Jahre vorher mit einer Reisebeschreibung hervorgetreten. Aber ihre »Streifzüge durch Innerösterreich« sind bloß eine beachtenswerte, keineswegs eine hervorragende Leistung. Erst unter dem Einflusse der Schultes'schen Schilderungen hochalpiner Landschaften bekamen die Stimmungsbilder der »Malerischen Streifzüge« ihren Gehalt und ihr Gepräge.

Die Vorrede klagt, daß die Herrlichkeiten Österreichs so wenig bekannt sind. — Vor 20 bis 30 Jahren, heißt es, wußte man noch nichts von Ausflügen ins Innere des Landes oder ins Gebirge. Noch viel später fing man an, öffentlich darüber zu schreiben. Jetzt hat Schultes dem Interesse den Weg gebahnt und ihm strebt er (Widemann) nach. Für sein Unternehmen hat Widemann die Hilfe zweier trefflicher Künstler gewonnen, des Zeichners Ludwig Maillard († 1806) und des Kupferstechers Johann Blaschke (1770—1823), und so ausgerüstet, geht er an sein Vorhaben, Naturmalerei, Statistik und Völkerbeschreibung zu vereinigen und allmählich ganz Österreich in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. — Dieser große Plan gedieh freilich nicht zur Reife; den »malerischen« Streifzügen folgten nur noch 1810 die »Streifzüge an Istriens Küsten«.

Schon die Einleitung ist ein lesenswertes Stück. Sie handelt — nach einigen statistischen Mitteilungen — über die Mode gewordene Stadtmüdigkeit und die schwärmerische Landsehnsucht, die, wenn die ersten Zauber der Idylle, der von der Phantasie geführten Naturbetrachtung vorüber sei, zu bösen Enttäuschungen und ungerechten Urteilen führe. Das Land sei nicht als Idylle und nicht als Feld von Feinden und Widersachern, sondern als Stätte der Arbeit zu betrachten — so vorbereitet, werde der Städter auf dem Lande überall Erquickung finden.

Dann ruft er als seine Muse den Geist Forsters an, singt den Preis Niederösterreichs, das Rheingegenden und Alpenszenen, elysische Zauberparke und öde Sandfelder, das Wogen und Drängen in einer Hauptstadt und die Stille des alpinen Lebens in sich ver-

einige, und macht sich (im September 1803) auf seinen ersten malerischen Streifzug — nach Laxenburg—Schönau—Vöslau. — Staunend ergeht er sich in diesen — heute ja größtenteils verschwundenen — Parkwundern, in diesen Grotten, Tempeln, Moscheen, Burgen, vor diesen Wasserkünsten, Häusern der Laune usw. usw., die eine Phantasie ausgesonnen hat, die alle möglichen Begriffe, Gefühle, Stimmungen in verkünstelter Natur sich gegenständlich machen will; und alles wird ihm in dieser allegorischen Welt zur Allegorie. Sieht er doch die vier Temperamente in Pflanzen versinnbildet, das melancholische in der Fichte, das cholerische in der Pappel, das sanguinische in der Buche, das phlegmatische im niederen Gesträuch. — Nicht in so barocker, sondern mehr in romantischer Art sinnierend und deutend, schwärmend und träumend wandert er zwei Jahre später von Baden über Siegenfeld nach Heiligenkreuz und von da über Gaaden durch die Brühl nach Mödling. Sein Bericht ist weniger Schilderung als vielmehr Vergeistigung, gedankliche Verarbeitung der in verschiedener Beleuchtung, in Morgen-, Mittags-, Abends-, Werktags- und Sonntagsstimmung aufgenommenen Landschaft. — Baden im Abendsonnenschein ist ihm ein stolzes Schiff, das mit seinen beflaggten Masten — Wolken über den Türmen — nach dem Dorado des Lebensgenusses steuert (Wirkung des Gesundbrunnens). Auf Rauhenstein fragt er sich: war diese Burg der Schutz oder der Schreck der Täler? Ohne Rücksicht darauf hat sie die Zeit zertreten, das Alter ehrwürdig gemacht. Der Burghof von Rauhenstein ist ihm ein göttliches Theater, das die Zeit im Zerstören erbaute — gleich Riesen der Vorwelt stehen hochstämmige Föhren auf der verlassenen Bühne, wenn sie der Mond geisterhaft beleuchtet — und hofft auf die Rückkehr der gebildeten Menschen in die Felsensitze, aus denen sie die Kultur roh herabgezogen hat. Im Buchenwald auf Moos gelagert, sieht er — mit den Augen des Schillerschen Spaziergängers — auf das vor ihm sich ausbreitende Gemälde voll Fülle, Leben und Bewegung hinaus und findet sein Inneres in ihm restlos dargestellt.

Etwas übertrieben findet er im Schwechattale eine Wildnis, die ihn mehr begeistert als der schönste Park, in der sich laut die Allmacht des Ewigen ausspricht — aber klassischen Vorbildern nachgebildet ist die Betrachtung des Ewig-Weiblichen, zu der ihn die schöne Aufwärterin in einer Försterei bei Siegenfeld verlockt, und niederländischen die Schilderung der Bauernkirchweih in Meid-

ling (Mayerling) bei Heiligenkreuz: die breit dasitzenden, trinkenden, plaudernden Gemeindeältesten, die auf das Recht des Stärkeren trotzen Jungburschen, und die Tanzenden, auf die die Musik wie Branntwein und Branntwein wie Musik wirkt. — So schwärmt und phantasiert er weiter und kommt endlich durch die Brühl, den verlassenen Riesenpalast der Natur, nach Mödling.

Ein dritter malerischer Streifzug führt ihn ein Jahr später von dort über Rodaun und Kalksburg nach Schönbrunn und von Hütteldorf über Mauerbach nach Dornbach — eine Sonntagspartie, wie sie heutzutage unzähligemal gemacht wird, ohne daß bei jeder Wegwendung Verstand und Gemüt die Steuer ansehnlichen Geistesreichtums in Vergleichen, Hymnen, Morgen-, Mittag- und Abendphantasien usw. zu entrichten bemüßigt würden. — Bis nach Speising geben die Gedanken und der Rhythmus des Schillerschen »Spazierganges« den Ton an. In Schönbrunn, dem unser Wanderer nachrühmt, was Goethe von Sakontala sagt:

»Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Will ich, was reizt und entzückt, will ich, was sättigt und nährt,
Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, dich und so ist alles gesagt.« —

in diesem Schönbrunn, das Symbole bietet für alle Sehnsüchte und Zweifel, für alle Mutmaßungen und Reflexionen, traumhaften und behaglich-energischen Stimmungen, das Vorwürfe bietet für Hogarth und Tizian, in diesem Schönbrunn führt Widemann dann seine Schilderungen in den zarten Umrißlinien einer romantischen Novelle weiter, die mir Stifters »Feldblumen« nachhaltig beeinflußt zu haben scheint (Zusammentreffen mit einem Engländer bei der Schönbrunner Ruine, Liebe zu einem schönen Mädchen, scheinbare Untreue, Trennung; Wiederfinden der verlorenen Geliebten im Bilde der Diana im Dornbacher Parke, endlich Vereinigung mit der lebendig Erscheinenden) und aus dem melancholischen Parke der Fürstin Liechtenstein in Hütteldorf, aus der südlichen Landschaft von Hadersdorf, der alpinen von Mauerbach und aus dem zu romantischen Abendphantasien einladenden Dornbacher Parke ihre Stimmungen bezieht.

Der Tod scheint dem stillen Schwärmer den Griffel aus der Hand genommen zu haben: den vierten, im Juli 1807 unternommenen, Streifzug von Dornbach über Pötzleinsdorf und das Kahlengebirge nach Klosterneuburg und zurück über die Brigittenau in den Prater schildert der wesentlich kritischer veranlagte Fortsetzer

M. Fischel. — Er sieht in den großen Gärten um Wien mehr den Ausdruck der Prunksucht und Eitelkeit als der Sehnsucht nach Natur und Landleben. Doch könne sich der fühlende, verständige, d. h. alles symbolisch wertende Naturfreund solche Eitelkeit gern gefallen lassen. — Und so geht es denn in den Grotten des Kobenzlparkes im alten Tone weiter: auch Fischel spürt dort den Zauber mythischer Vorwelttage und freut sich beim Austritt aus dem Aufenthalte düsterer Melancholie in das Walddal über die holde Unbefangenheit des vor ihm sich nun bewegenden, tausendfach gestalteten Lebens. Der Kahlenberg, der Leopoldsberg, Klosterneuburg geben Anlaß zu romantischer Geschichtsklitterung und zu gedankenvollen Betrachtungen über Natur und Kultur, einst und jetzt, Leben und Sterben, das Weidlingbachtal zu einer in Glückseligkeit jubelnden Schilderung eines paradiesischen Erdenwinkels. Auch hier wie in der Schilderung der wundervollen, von Stunde zu Stunde andere Beleuchtungseffekte bietenden Aussicht vom Leopoldsberg oder des Abends im Prater mit seiner erdrückenden Bilderfülle ist der Einfluß auf Stifter mit den Händen zu greifen.

Hier will ich denn meinen Versuch, über die beginnende Landeskenntnis und Landschaftsschilderung Niederösterreichs einige Andeutungen zu geben, abbrechen. Mit dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sind zwar nicht alle Schleier zwischen Auge und Natur gefallen, aber die Zunge ist gelöst und sehr bald bemächtigt sich die Dichtung des neugewonnenen Gebietes. — Die Landschaftsschilderung aber tut sich, während die Geographie sich allmählich exakter Forschung zuwendet, mit der Malerei zusammen, bald auch mit der Musik, das Wandern wird des Müllers und anderer ehrenwerter Männer Lust, immer intimere Reize werden gefunden — und endlich wird wie überall so auch hier die Ambrosia der früheren Jahrhunderte das tägliche Brot der späteren: von Land und Volk seines Landes ungefähr richtige Vorstellungen zu haben, wird allmählich allgemeine Bildungsforderung.